

Das Hohenloher Schlitzohr

VON WALTER HAMPELE

1. Was ist ein Schlitzohr?

Als vor ein paar Jahren der ehemalige Landrat des Hohenlohekreises, Dr. Franz Susset, sich aus seinem Amt zurückzog, gab Ministerialrat Ralf Jandl bei der Verabschiedung eine Anekdote zum besten. Es ging dabei um die Translozierung des Kupferzeller Lagerhauses. Jandel berichtete: »Schon 1981 hat mich Dr. Susset mit seiner Idee konfrontiert. Er hatte mich sehr dringend zum Backofenfest eingeladen, hatte selbst das Bier herangeholt, und als wir gerade miteinander anstoßen wollten, da sagte er so ganz beiläufig: ›Da wär' übrigens noch ein Lagerhaus, das sollten wir nach Wackershofen holen, aber dazu brauchen wir noch einen zusätzlichen Zuschuß von einer Million«. Auf der Heimfahrt sagte meine Sekretärin: ›Also die Hohenloher sind mal komische Leut', erst laden sie einen zum Vespere ein und dann wollen sie dafür auch noch eine Million«.«¹

Im Haller Tagblatt stand als Überschrift über diesem Bericht: »So sind die Hohenloher«. Der Journalist empfand also die Anekdote als typisch für die Hohenloher, so wie auch der Stuttgarter Sekretärin die Situation eigenartig erschien, ja fremdartig: »Komische Leut'« waren das, weil sie nicht auf der gewohnten Geschäftsbasis und mit der üblichen Verhandlungspraxis operierten. Wenn schon ein Landrat so handelte, wie stand es da erst mit den anderen!

Im Gegensatz zu der stutzigen Sekretärin wußte der Journalist Bescheid. Es war nicht einmal nötig, den besonderen Charakterzug der Hohenloher beim Namen zu nennen, denn auch seine Leser wußten, worum es ging, nämlich um die hohenlohische Schlitzohrigkeit. Sie ist gewissermaßen zum Markenzeichen unseres Landstriches geworden. Bei der Eröffnung einer Ausstellung in Öhringen im September 1993 anläßlich der Heimattage Baden-Württemberg meinte ein Redner, die hohenlohische Mundart gehe zwar zurück, aber die Hohenloher Schlitzohrigkeit verbreite sich immer mehr.

Was steckt hinter einer solchen Aussage? Ist Schlitzohrigkeit tatsächlich etwas speziell Hohenlohisches? Warum ist sie gerade hier so ausgeprägt? Weshalb hat sie sich trotz der württembergischen Annexion erhalten, wo doch die Mundart als das Eigentümlichste verlorengeht? Und was meint man überhaupt mit Schlitzohrigkeit?

1 Dieter Kalinke (Kk): So sind die Hohenloher, in: Haller Tagblatt vom 24. August 1989. Das Wort »Hohenlohe« wird in der Anekdote und in diesem Aufsatz nicht dynastisch, sondern zur Bezeichnung des Sprach- und Kulturraums gebraucht.

Ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch führt zur ersten Enttäuschung. Dort steht nämlich weder Schlitzohr noch schlitzohrig, sondern nur »SCHLITZÖHRCHEN« mit der Erklärung, daß man so im Grabfeld die Engerlinge bezeichne und bei Mellrichstadt einen Wassergeist². Wenn das Grimmsche Wörterbuch, das selbst ausgefallene Vokabeln bringt, keine Angabe macht, ist Vorsicht angebracht. Um ein altbekanntes, gängiges Wort kann es sich nicht handeln. Der »Duden« von 1954³ bringt wenigstens »schlitzohrig«, aber ohne Erklärung. Auch in den ersten vier Auflagen von Hermann Pauls »Deutschem Wörterbuch« war nichts zu finden. Erst in der fünften Auflage⁴ von 1966 wurde ich fündig. »Schlitzohr« wird dort als ein Substantiv der Umgangssprache vorgestellt mit der Bedeutung »hinterhältiger Betrüger«. Der »Duden. Deutsches Universalwörterbuch« von 1983 führt das Wort bereits ohne jeden Vorbehalt und erklärt die Herkunft vom ehemaligen Einschlitzen der Ohren bei Verbrechern. Aber die ursprünglich negative Bedeutung ist schon verharmlost. Aus dem Verbrecher ist jemand geworden, »der listig, durchtrieben seine Ziele verfolgt«. Und ein schlitzohriger Mensch ist entsprechend jemand, der »sehr geschickt, durchtrieben im Verfolgen seiner Ziele«⁵ ist. Als Beispiel wird ein Geschäftsmann genannt. Listig, geschickt und durchtrieben scheinen demnach die Adjektive, mit denen ein Schlitzohr zu charakterisieren ist. Auch Lutz Röhrich gebraucht in seinem Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten⁶ die Eigenschaftswörter listig und durchtrieben zur Erklärung.

Wenn wir ethische Maßstäbe anlegen, handelt es sich selbst bei der wohlwollenden Definition des Schlitzohrs um keinen hohen moralischen Standard. Geschicklichkeit kann man als handwerkliche Fertigkeit noch nicht einmal bei den Sekundärtugenden ansiedeln. List als eine spezielle und nur auf punktuellles Handeln bezogene Abart der Klugheit hat bloß instrumentellen Charakter. Sie verlangt Intelligenz, kann zwar, aber muß nicht einem vernünftigen Zweck dienen. Mit List kann ein Lump entlarvt werden, doch vermag mit ihr auch ein Verbrecher seine bösen Absichten zu erreichen. Durchtriebenheit schließlich ist eindeutig negativ zu sehen, weil mit der Anwendung von List und Kniffen unter Ausnutzung von Schwächen der Mitmenschen und Lücken der Gesetze eigener Vorteil erstrebt wird. Die christliche Nächstenliebe bleibt ebenso auf der Strecke wie das Ideal des lückenlosen Rechts oder Kants kategorischer Imperativ. Juristisch mag ein Durchtriebener straflos davonkommen, aber geschäftlich und menschlich geht man ihm aus dem Weg.

Gehört solche Schlitzohrigkeit zu den besonderen Kennzeichen der Hohenloher? Muß man sich da nicht schämen? Aber nirgendwo höre ich etwas von moralischer

2 *Jacob und Wilhelm Grimm*: Deutsches Wörterbuch, Bd. 9. Leipzig 1899 (Nachdruck Bd. 15, München 1984), S. 764.

3 *Duden*. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter, Wiesbaden ¹⁴1954, S. 597.

4 *Hermann Paul*: Deutsches Wörterbuch, Tübingen ⁵1966, S. 553.

5 *Günther Drosdowski* (Hrsg.): *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*, Mannheim, Wien, Zürich 1983, S. 1100.

6 *Lutz Röhrich*: *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 3, Freiburg, Basel, Wien 1992, S. 1367.

Empörung. Im Gegenteil: Das Bild des Hohenlohers schrumpft im öffentlichen Bewußtsein auf diesen einen Zug. Doch so simpel ist die Welt nicht, auch nicht in der Provinz. Die Sache kompliziert sich noch, wenn man ein Synonymenlexikon zu Rate zieht. Da finden sich unter anderen folgende Parallelen: »Schlaukopf, Schlauberger, ... Schlaule, ... Cleverle, ... Fuchs, Filou, ... Vokativus«⁷. Letzterer ist den Schwaben und Hohenlohern als »Fogedifes« bekannt. An welches der Wörter soll man sich nun halten? Schlaule und das neudeutsche Cleverle sind ohnehin den Schwaben zuzuordnen. Und Norddeutsche, die im Raum Stuttgart leben, gebrauchen zur Charakterisierung ihrer neuen Landsleute gerne das Adjektiv schlitzohrig.

So weit her scheint es also nicht mit der hohenlohischen Identität als Schlitzohr. Das Wort selbst ist offensichtlich erst um die Jahrhundertmitte in die Hochsprache aufgenommen worden. In der Literatur des 19. Jahrhunderts über Hohenlohe fällt zwar manches kritische Wort, aber nirgendwo ist mir Schlitzohr begegnet, auch nicht bei Wilhelm Schrader, dessen »Gäwele« am ehesten als Vorbild für schlitzohriges Handeln gedient haben könnte.

2. Der Einfluß der Literatur

Hohenlohe hatte im Bewußtsein der Deutschen in der ersten Jahrhunderthälfte ein ganz anderes Gesicht. Es war die gefühlsbeladene Landschaft von Agnes Günthers Seelchen⁸, eine Mischung aus Kitsch und Neuromantik, aus Innerlichkeit und Sentimentalität. Mancher trägt daher noch heute diesen Erfolgsroman im Reisegepäck, in Hohenlohe ein Stück von des Alten Reiches Herrlichkeit suchend⁹.

Der Sprung vom ätherischen Seelchen, das in einer Welt des Schönen, des tiefen Gemüts, der Frömmigkeit und zerbrechlichen Zartheit zu Hause ist, dieser Sprung zum lebensstüchtigen Schlitzohr ist denkbar groß. Und das in nur 50 Jahren. Beide haben bloß eines gemeinsam: die Phantasie. Bei Seelchen führt diese freilich teilweise aus der wirklichen Welt hinaus in eine erträumte oder doch als traumhaft empfundene Realität. Gleich die erste Szene des Romans schlägt dieses Thema wie ein Leitmotiv an. Die Glut der untergehenden Sonne öffnet dem Kind als »loderndes Flammentor« die »Himmelstür« für das Christkind, und ein feuriger Ring des Abendlichts legt sich wie ein Heiligenschein um den Kopf des Mädchens¹⁰. Beim Schlitzohr dagegen führt die Phantasie gerade umgekehrt in die Alltagsrealität. Sie findet Wege, sich dieser Wirklichkeit zu bemächtigen, sich darin zu behaupten. Fast wirklichkeitsenthaben die eine, lebenszugewandt die andere Phantasie, wenn man die Sache auf einen einfachen Nenner bringen will. Agnes Günthers Gestalt kann nur in einer eigenen Traumwelt leben. Mörikes Land

7 Wolfgang Müller (Hrsg.): Duden. Sinn- und sachverwandte Wörter, Mannheim, Wien, Zürich²1986, S. 577 und 575.

8 Agnes Günther: Die Heilige und ihr Narr, Stuttgart¹³⁸1961.

9 Günter Metken: Im Hohenlohischen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. März 1989.

10 Wie Anm. 8, S. 13.

»Orplid« ist ihr nahe verwandt. Wenn selbst für die weltentrückte Frömmigkeit Seelchens die Belastung durch die Außenwelt zu schwer wird, gewährt ihr die Autorin gnädig einen sanften Tod. Die wirklichen Hohenloher haben es in vergleichbaren Krisen schwerer. Das Schlitzohr dagegen greift beherzt nach dem Rocksäum des möglichen Glücks. Und falls es dies nicht ganz zu fassen vermag, so erhält es doch seinen kleinen Teil.

In diesem Spannungsfeld haben wir die realen Hohenloher zu suchen. Beidesmal handelt es sich um Extrempositionen. Beide sind literarische Fiktionen und durch Schriftsteller geschaffen. Agnes Günther gestaltete eine fast entrückte Heilige, Manfred Wankmüller schuf das lebensfreudige und lebensstüchtige Schlitzohr. Mit seinen vier Bänden »Schlitzöhrige Geschichten aus Hohenlohe« bestimmte er auf pointiert erzählerische Weise die neue Identität der Hohenloher. Seither glauben Hauptstädter wie Provinzler zu wissen, wer und was die Hohenloher sind. Und die Betroffenen glauben es auch.

Es ist kein Zufall, daß der Gerabronner Manfred Wankmüller das neue Wort schlitzöhrig auf die Hohenloher anwendet. Er gebraucht allerdings eine Variante wie auch Ingaruth und Rudolf Schlauch in der Einleitung ihres Buches »Der unversiegte Brunnen«¹¹. Laut »Duden« hätte er schlitzöhrig schreiben müssen. Er nennt aber seine Geschichten »schlitzöhrig«. Der Umlaut ö kommt von der Mundart. Das entsprechende Hohenloher Wort heißt »schlitzäered«. Das ä entspricht nach den hohenlohischen Lautgesetzen einem hochdeutschen ö, wie ein paar Beispiele zeigen: Aus hören wird »häera«, aus stören »stäera« usw. In Fischers »Schwäbischem Wörterbuch«¹² erscheint denn auch das Wort »schlitzöret«. Und neben der Rappenauer Mundart ist nur ein weiterer Beleg erwähnt: Brettheim im ehemaligen Oberamt Gerabronn. Damit schließt sich der Kreis. Der Gerabronner Manfred Wankmüller benutzt ein im Gerabronner Raum bekanntes Mundartwort zur Charakterisierung der Hohenloher.

Dem »Schwäbischen Wörterbuch« war die hochdeutsche Übersetzung »schlitzöhrig« offenbar nicht verständlich genug, deshalb setzte es zur Erklärung noch die Adjektive »schlau, hinterlistig« hinzu. Wollte Wankmüller seine Landsleute als hinterlistig abwerten? Wohl kaum. Entweder hatte das Eigenschaftswort »schlitzöhrig« im Gerabronner Raum eine andere Bedeutung, oder der Autor gab sie ihm in seinen Erzählungen. Wie er es gebraucht, das müssen wir an Hand seiner Geschichten klären. Klären müssen wir auch, ob damit eine neue hohenlohische Eigenschaft beschrieben wird oder bloß eine bekannte neu bezeichnet. Und schließlich haben wir zu fragen, weshalb sich das Wort gegenüber älteren durchgesetzt hat.

Doch ehe wir an die Analyse von Wankmüllers Texten gehen, wollen wir uns die eingangs zitierte Anekdote ansehen. Sie müßte Auskunft darüber geben, was man 1989 unter Schlitzöhrigkeit verstand. Von Hinterlist kann keine Rede sein, nicht einmal von Schlaueit. Der Landrat spielt mit offenen Karten. Er will nicht auf

11 *Ingaruth und Rudolf Schlauch*: Der unversiegte Brunnen, Gerabronn und Crailsheim⁵1973, S. 7.

12 *Hermann Fischer*: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 5, Tübingen 1920, S. 948.

zweifelhafte Weise zu Geld kommen, schon gar nicht für sich. Sein selbstloser Einsatz für eine gute Sache ist offensichtlich. Wenn er, wie die Sekretärin wohl erwartet, auf dem üblichen Amtsweg einen Antrag nach Stuttgart geschickt hätte, dann wäre dieser in die Hand eines Sachbearbeiters geraten, und zwar ohne Ansehen der Person, aber auch ohne reales Ansehen des Museums nach Aktenlage beschieden worden. Der Landrat geht anders vor. Er weiß, daß der persönliche Augenschein nicht nur objektiv den Sachverhalt klärt, sondern auch einen subjektiven Einfluß hat. Wenn etwas emotional ankommt, dann nimmt man die rationalen Argumente ernster, die für eine Sache sprechen. Genau diese psychologische Einsicht wendet der Landrat an. Er will den Ministerialrat nicht mit einem Vesper bestechen. Der liebe sich wegen einer solchen Lächerlichkeit ohnehin keine Million entlocken. Der Landrat lädt auch nicht zu einer gewöhnlichen Besichtigung ein, sondern zum Backofenfest, das sich großer Beliebtheit erfreut. Das überzeugt. Und wenn er noch so wie die vielen ehrenamtlichen Helfer und Mitarbeiterinnen das Bier selbst serviert, dann wird auch dem Dümmden klar, welchen Rang ein solches Museum bei der Bevölkerung hat. Da braucht man nur noch nebenbei auf das Fehlende hinzuweisen. Dann sind alle Weichen richtig gestellt für die korrekte amtliche Entscheidung. Das ist offenbar Hohenloher Schlitzohrigkeit: Im richtigen Augenblick Sach- und Menschenkenntnis für ein sinnvolles Ziel einzusetzen.

Doch zurück zu Wankmüller. In seiner »Hohenloher Schöpfungsgeschichte« wird der vom lieben Gott aus Blauletten geschaffene Hohenloher kurz vor dem Brennen etwas ramponiert und erhält unter anderem eine kleine Falte hinterm Ohr. Gott bemerkt es: »Da jedoch aus den Händen des Schöpfers nichts Unvollkommenes kommen kann, meinte der Herr, das solle von aller Welt nicht als Fehler, sondern als Auszeichnung angesehen werden«¹³. Mit diesem Satz distanziert sich der Erzähler von der herkömmlich abwertenden Bedeutung des Wortes Schlitzohr. Er gebraucht es positiv.

Noch etwas fällt schon bei dieser ersten Geschichte auf, die Selbstironie. So heißt es vom ersten Hohenloher: »Da er aus Blauletten gemacht ist, einer Lehmart, die besonders viel Flüssigkeit braucht, um geschmeidig zu sein, hat er alleweil argen, sozusagen himmlisch bedingten Durst ... Die Schlitzohrigkeit und die absonderliche Leiblichkeit, die hohe Schaffenslaune des lieben Gottes und der Blauletten, das macht aus, daß über den Hohenloher so viele heiterhintersinnige Geschichten erzählt werden können«¹⁴.

Manfred Wankmüller hat »Schlitzohrige Geschichten aus Hohenlohe« geschrieben, nicht Geschichten über das Hohenloher Schlitzohr. Er behauptet nicht, Schlitzohrigkeit sei der einzige Charakterzug dieser Menschen, nicht einmal in seiner Schöpfungsgeschichte. Aber weil er als Humorist heitere Geschichten vorzieht, erzählt er nur schlitzohrige. Andere Züge des Hohenloher, besonders die dunklen mit Angst, Melancholie oder psychischer Gefährdung, läßt er weg. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und seelischen Folgen der Strukturkrise gibt

13 *Manfred Wankmüller*: Schlitzohrige Geschichten aus Hohenlohe, Gerabronn 1966, S. 11.

14 *Ebd.*, S. 11.

es bei ihm nicht. Seine Leser nahmen und nehmen deshalb die Vorliebe ihres Autors oft für die bare Münze des wirklichen Lebens, gewissermaßen als verbindliche Aussage über die Hohenloher.

Aber Fiktion und Leben sind zweierlei. Das weiß der Autor selbst am besten. Zwar gehen alle seine Geschichten auf wirkliche Begebenheiten zurück, und deshalb können sie als historische Quellen für das Selbstverständnis der Hohenloher benutzt werden. Aber nur mit Einschränkung. Denn im Prozeß des Schreibens verändern sie sich. Wankmüller weist im Vorwort des ersten Bandes selbst darauf hin, daß er seine »Lust am Fabulieren spielen lasse ... Freilich muß ich manchmal aus zwei oder drei dieser Schilderungen eine fertigen, und dann ist es eine höhere Form der Wahrheit, in der sie geschrieben ist. Ich kann mich darum auch nicht für jedes Wort verbürgen ... Die ›Betroffenen‹ mögen mir alle nicht böse sein, ... in keiner Zeile und mit keinem Wort will ich ihnen wehtun. Im Gegenteil, ich liebe sie sogar sehr, die unheldischen Helden meiner Geschichten. Was ihnen auch passiert ist in dieser reichlich widerwärtigen Welt, sie haben Tapferkeit, Humor, Selbstvertrauen und eine gehörige Portion Intelligenz bewiesen, lauter Eigenschaften, die heute recht selten geworden sind«¹⁵.

Die eben genannten Eigenschaften spricht Wankmüller den lebendigen hohenlohischen Menschen zu, die ihm als Anlaß zum Schreiben gedient haben. Doch sie bestimmen auch seine literarischen Erfindungen. Denn niemand kann im Wankmüllerschen Sinne schlitzöhrig handeln, wenn er feige, humorlos, ohne Selbstvertrauen, einfalllos oder dumm ist. Manche Leser vergessen dies beim Lachen. Selbst wenn es einmal grob hergeht: um simple Bauernschläue handelt es sich kaum.

Schlitzohrigkeit hat viele Gesichter und noch mehr Absichten. Es kann sich um harmlose Possen handeln ohne literarischen Anspruch, wobei niemand einen Vorteil sucht oder hat außer dem Spaß, daß alle hereinfliegen. Doch hinter den Geschichten, die sich nicht mit einfachen Effekten begnügen, steht mehr, weil sich auf immer neue und heitere Art zwar der Erfolg des Schlitzohrigen, aber noch mehr die Unvollkommenheit einzelner Menschen oder ganzer Berufsstände zeigt. Die menschliche Schwäche ist geradezu verstecktes Hauptthema. Nicht nur das Schlaule macht sich lächerlich, auch der Fachmann, wenn zum Beispiel ein Lehrbub ein Problem menschlich löst, dem Meister und Gesellen technisch nicht beikommen. Ein perfektionistisches »Gscheitle«, das alles zu können und zu wissen vorgibt, kann in dieser schlitzohrigen Welt nicht lang sein dummdreistes Unwesen treiben. Ihn trifft die entlarvende Intelligenz und reduziert ihn auf sein angemessenes Normalmaß. Solch eine Haltung entzieht jeder technischen, politischen oder intellektuellen Hybris den Boden, auch jeder bigotten Frömmigkeit. In den anspruchsvollen Geschichten siegt das eigenständige Denken über die eingefahrenen Schemata, das individuelle Recht über die generellen Regelungen. Und das ohne jeden forcierten Eifer, ohne den Fanatismus des Rechtgläubigen, sondern

15 Ebd., S. 5f.

mit fröhlichem Humor. Selbst der lachende Philosoph Karl Julius Weber hat die Torheiten der Welt nicht mit so leichter Hand gewissermaßen nebenbei erledigt. Auch im Kampf um das Recht, um eigenes und fremdes, braucht es nicht des schweren Säbels. Das Florett genügt. Und immer wieder stellt Selbstironie einzelne Menschen oder menschliches Verhalten insgesamt in Frage, gerade auch vermeintliche Vorzüge der Hohenloher. Schon der Gegensatz zwischen den kunstvollen Vergleichen und der manchmal banalen Situation bereitet dem Leser ironisches Vergnügen. Denn der Vergleich bestätigt oft eher das Gegenteil dessen, was er deutlich machen soll. Relativierung allüberall.

Manfred Wankmüller hat seine Themen bewußt einseitig ausgewählt und auch in diesem Sinne gestaltet. Das schränkt ihren Wert als Quelle für die politische Kultur etwas ein. Gottlob Haags Tonbuch »Dr äerscht Hoheloher«¹⁶ ist auch eine Selbstinterpretation, in mancher Hinsicht ein Gegenstück zu Wankmüllers Schöpfungsgeschichte. Sein Hohenloher ist nicht aus Lehm und Dreck geschaffen, sondern Gott hat ihn ausnahmsweise aus einer Rauhbuche geschnitzt, also zu etwas Besonderem aus widerstandsfähigem Holz. Eine ganze Reihe von Eigenschaften zeichnet ihn aus. Treuherzig ist er, verträumt, und sein erstes Wort gilt der Schönheit. Andererseits hat er ein waches Auge für die Welt, arbeitet fleißig und sucht das Seine zu mehren, ohne deshalb knickerig zu werden. Gastlichkeit, Hilfsbereitschaft und Dankbarkeit zeichnen ihn aus. Nur etwas begriffsstutzig ist er und autoritätsfürchtig. Bis er wieder den Kopf zu heben wagt, ist es meistens zu spät »und d Katz de Baame nuff«. Kein Wort von Schlitzohr, kein schlitzohriges Verhalten. Nur die Frau des Hohenloher, gescheiter und mit einer Gosche »wie e Dreekschleider«, zeigt Ansätze dazu, wenn sie sich uneigentlich äußert und so einem Wort ihres Mannes einen anderen Sinn gibt, um dessen Forderung nach »Underdäenichkeit« umzubiegen.

Wir sehen: In Haags Vorstellung vom Hohenloher spielt Schlitzohrigkeit kaum eine Rolle. Erst in seinem Volksstück »Götz vo Berlichinge«¹⁷ arbeitet er positive schlitzohrige Eigenschaften seines Helden heraus. Aber ein Jahr später gebraucht er das Wort in seinen Erinnerungen in der alten, negativen Bedeutung¹⁸. Nur der indirekten Sprechweise und der Ironie begegnet man in seinen Gedichten öfters. Das gleiche findet man auch in den Versen von Dieter Wieland und Wilhelm Staudacher aus Rothenburg.

Stellen wir der literarischen Fiktion eine wirkliche Begebenheit gegenüber. Erzählt wurde sie in einem Haller Gasthaus in der Adventszeit 1992, und durch einen zufällig Mithörenden kam sie an mich. Ein hohenlohischer Bauer berichtete über seinen Sohn, einen Erstkläbler. Kurz vor Nikolaus sagte der zu seinem Vater: »Babba, in unserer Klaß geid's a boor, dia glaawa ned an da Nikolaus.« »Ha, glaabsch en du drou?« fragt der Vater zurück. »I glaab ähnder, daß kaan geid«, erwidert dieser. »Awwer i schdell a Schissel naus. Wenn e ebbes kriach, noa

16 *Gottlob Haag: Dr äerscht Hoheloher, Kirchberg/Jagst o. J. (1975).*

17 *Gottlob Haag: Götz vo Berlichinge, Bergatreute 1991.*

18 *Gottlob Haag: Und manchmal krähte der Wetterhahn, Bergatreute 1992, S. 24f.*

glaawe drou.« Als der Vater nachts die Schüssel tatsächlich vor der Kammertür stehen sieht, legt er eine Rute hinein. Das Kind ist anderntags unsicher: »Dr Nikolaus had mer nix brachd, bloaß a Ruad. Was soll e jedzd glaawa?« »Ganz aafach«, entgegnet der Vater, »dr Nikolaus maand, dir khäerd reechd dr Ranza voull mid derra Ruad, wenn d ned an en glaabsch.«

In dieser Geschichte gibt es ein Geflecht von unausgesprochenen Erwartungen. Der Sohn löst sich von den einfachen Formen des Kinderglaubens. Darüber spricht er mit seinem Vater. Doch so ganz sicher gibt er sich nicht. Er hat nämlich widersprüchliche Absichten. Zum einen möchte er zeigen, daß er übers Vorschulalter hinaus ist und nicht mehr an Märchen glaubt. Andererseits hängt er noch an seinen Kindheitsgewohnheiten und hätte gern ein Geschenk des Nikolaus. Daher sucht er nach einem Ausweg. Taktisch geschickt versteckt er seine Zweifel zunächst in dem Bericht über die ungläubigen Klassenkameraden, kann aber der direkten Frage des Vaters nicht ausweichen. Mit dem Wort »ähnder« zieht er sich halb aus der Schlinge, gibt sich aufgeklärt und läßt doch einen Rückweg offen. Denn ein Nikolaus, den es nicht gibt, der kann ihm auch nichts bringen. Er möchte aber wie seither eine mit Süßigkeiten gefüllte Schüssel. Also muß er seinem Vater einen Glauben vortäuschen, den er gar nicht mehr hat. Doch direkt lügen kann und will er nicht. So zäumt er das Pferd am Schwanz auf: Die gefüllte Schüssel soll als Beweis dienen. Die ganze Zeit sagt der Bub kein Wort darüber, was er eigentlich will. Er schwindelt auch nicht. Vielmehr redet er vom Zweifel und einem möglichen Glaubensbeweis. Der Vater geht ebenso indirekt vor, indem er mitspielt. Am Ende sieht die Wahrheit, obwohl keiner von beiden sie formuliert.

3. Geschichtliche Prägungen und Beispiele

Bisher war von unserer zweiten Jahrhunderthälfte die Rede. Galt auch schon früher schlitzohriges Verhalten als typisch für Hohenlohe, obwohl die heutige Vokabel fehlte? Der Dialekt als eine Art kollektives Gedächtnis müßte weiterhelfen. Doch neben den mit der Hochsprache identischen Wörtern fällt mir nur »bolidisch« ein. In einer kniffligen Lage, wo man nicht einfach seine Meinung sagen kann, weil verschiedene Erwartungen bedacht sein wollen, da redet der Hohenloher nicht, wie ihm »dr Schnoowel gwagsa isch«, sondern »bolidisch«. Das heißt, er nimmt Rücksicht, geht diplomatisch vor. Mit Falschheit oder Lüge hat das nichts zu tun, aber man weiß, daß der Sprecher jetzt vorsichtig operiert, sei's, um persönlich keine Angriffsfläche zu bieten, sei's, um eine Sache nicht zu gefährden. Doch hüten wir uns vor falschen Verallgemeinerungen. Nicht jede Hohenloherin und jeder Hohenloher reagiert »bolidisch«. Manche können es nicht, andere wollen es nicht. Es handelt sich um keine angeborene Eigenschaft, und sie findet sich auch bei anderen Menschen. Das dürfen wir bei den weiteren Überlegungen nicht vergessen, wenn ich von *dem* Hohenloher rede.

Die Altwürttemberger empfinden ein solches Verhalten als unehrlich, falsch oder doch wenigstens als schlau und pffiffig. Denn sie gebrauchen das gleiche Wort im

Sinne der beiden letzten Adjektive und sogar noch abwertender¹⁹. Wahrscheinlich geht die schwäbische Bereitschaft, eher Glaubensbekenntnisse abzulegen als vorsichtig abzuwägen, auf den Pietismus zurück. Wer das Gefühl hat, jeden Augenblick seines Lebens persönlich für Gottes Gebot einstehen zu müssen, der hält sich an das neutestamentliche Gebot: »Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel«²⁰. Die kaum pietistisch geprägten Hohenloher halten sich dagegen lieber an einen anderen Satz desselben Evangelisten: »Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben«²¹.

Neben dem Religiösen hat auch der politische Alltag einen großen Einfluß auf das Verhalten der Menschen. In Altwürttemberg wußte man seit dem Absolutismus immer, wie man dran war. Und wer das vergaß, der hatte auf dem Hohenasperg oder dem Hohentwiel Zeit, darüber nachzudenken. In Hohenlohe war es ganz anders. Kein Fürst, keine Reichsstadt konnte sich Vergleichbares herausnehmen. Im Streitfall wandten sich sogar die Bauern an das Reichskammergericht²². Herrschaft und Untertan standen nicht so eindeutig unter dem Gesetz von Befehl und Gehorsam. Ferner wohnte man auf einem politischen Flickenteppich, gewissermaßen noch im späten Mittelalter. Da hatten viele Menschen mehrere Herren, nicht bloß einen wie die Altwürttemberger. Und darauf mußten sie sich einstellen. Sie wußten durchaus nicht immer, wie sie dran waren. Und selbst wenn sie es wußten, mußten sie bei jedem Herren anders reagieren. Das machte sie »bolidisch«, also vorsichtig und diplomatisch, eine Eigenschaft, die den schwäbischen Besatzungsbeamten nicht ganz geheuer war.

Die Unsicherheit der Untertanen fand ihr Gegenbild in derjenigen der Herrschenden. Württemberg war mächtig genug, um eine eigene Außenpolitik zu führen. Es stellte wenigstens ein Steinchen im deutschen und europäischen Brettspiel. Die hohenlohischen Herrschaften dagegen waren ganz vom Wohlwollen und Schutz des Kaisers oder anderer Mächte abhängig. Wo sie mit Geld nichts mehr erreichten, half allenfalls noch das Reichskammergericht. Deshalb gab es zum Beispiel in der Reichsstadt Hall unverhältnismäßig viele Juristen, und bei den Hohenloher Fürsten war es ähnlich. Das alles prägte die Hohenloher. Höflichkeit und diplomatisches Verhalten wurden zur zweiten Natur der Menschen.

Dazu kommt etwas Weiteres. In Württemberg war mit dem Absolutismus ein moderner Verwaltungsstaat entstanden mit allgemein gültigen Gesetzen und Vorschriften, die ohne Ansehen der Person überall galten. Im Hohenlohischen lebten die Menschen dagegen in patriarchalischen Verhältnissen. Altväterliche Umgangsformen und Verhaltensweisen waren noch nicht von den rationellen verdrängt. Kurze, eindeutige Antworten auf ebensolche Fragen, das gehörte nicht zum hohenlohischen Lebensstil. Die Person wollte eingebracht sein in die zeremo-

19 *Hermann Fischer*: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, Tübingen 1904, S. 1273.

20 Matthäus 5, 37.

21 Ebd., 10, 16.

22 *Kurt Schreiner*: Von der Grafen- zur Fürstenresidenz, in: *Gerhard Taddey, Walter Rößler, Werner Schenk* (Hrsgg.): Öhringen. Stadt und Stift (Forschungen aus Württembergisch Franken 31), Sigmaringen 1988, S. 167.

niellen Umgangsformen auch der kleinen Leute. Man griff und greift zum Beispiel nicht einfach zu beim Essen. Man will dazu genötigt werden. So hat der Gastgeber genügend Möglichkeit, seinen Gast anzusprechen und dessen Wichtigkeit zu betonen, freilich auch die Chance, die Fülle von Küche und Keller ins rechte Licht zu rücken. Der Gast seinerseits kann bei jedem zurückgenommenen Nein von neuem die Köstlichkeiten der Speisen, die Großzügigkeit und den Wohlstand des Gastgebers loben. So kommt, banal gesagt, jeder auf seine Rechnung. Und doch ist es mehr. Es geht darum, Ehre zu geben und Ehre zu empfangen, ein Mensch zu sein und nicht ein Rädchen im Getriebe der Gesellschaft, des Staates, der Wirtschaft. Die vormoderne gravitas, die Würde der Person, ist dem Hohenloher noch selbstverständlich. Er muß sie nicht erst mit dem ersten Artikel des Grundgesetzes lernen.

Die betonte Höflichkeit, die Scheu vor einer Verletzung des Mitmenschen, wenn man diesem eine unangenehme Wahrheit nackt ins Gesicht sagt, das waren Verhaltensweisen, welche die neuen württembergischen Herren nicht oder nicht mehr kannten. Deshalb vermißten sie Offenheit und Ehrlichkeit, vermuteten Durchtriebenheit oder gar Falschheit. Hätte man damals die Vokabel Schlitzohr schon gekannt, sie wäre bestimmt im negativen Sinn für die Hohenloher gebraucht worden.

Die vormoderne Verwaltung mit ihren persönlichen Beziehungen hatte noch andere Folgen. Wenn ein Untertan in Schwierigkeiten geriet, konnte er sich erfolgreich an die Obrigkeit wenden und um individuelle Behandlung seines Falles bitten. Das geschah ebenso, um nachträglich eine Strafmilderung zu erreichen²³. Der Erfolg verleitete natürlich auch zum Mißbrauch und mag als weitere Ursache für Schlitzohrigkeit gedient haben.

In der besonderen historischen Situation unseres Landstriches geboten manchmal Vorsicht oder Höflichkeit dem eigentlich redseligen Hohenloher zu schweigen. Es gibt viele Redewendungen dazu. »Schweicha, schweicha, der doa dowwa waab«, heißt es in den katholischen Bauerndörfern. Weil solche Zurückhaltung von den neuen Herren manchmal fälschlicherweise als Zustimmung gedeutet wurde, galt auch sie bald als ein Zeichen der Unehrlichkeit, als Versuch, andere bewußt hinters Licht zu führen. Diese geschichtliche Prägung der Hohenloher ist so tief, daß sie auch noch heute einer offenen Äußerung den Nachsatz anfügen: »Des wärd mer doch noch soocha därfa.«

Typisch für Hohenlohe ist auch das uneigentliche Sprechen. Bei Gottlob Haag ist es uns schon begegnet, aber auch bei der Nikolausgeschichte. Ein Sachverhalt wird nur indirekt ausgedrückt, in einem Bild versteckt. Auch hier sind Höflichkeit und Vorsicht die Hauptgründe. Wenn zum Beispiel in meiner Kindheit einem Bauern schon während der Ernte das Getreide fürs Brot ausging – sei's aus Armut, sei's

23 *Karl Schumm*: Pfarrer Johann Friedrich Mayer und die hohenlohesche Landwirtschaft im 18. Jahrhundert, in: WFr NF 30 (1955), S. 148. Vgl. Anm. 38, Nachwort S. 18. – Frau Herta Beutter vom Haller Stadtarchiv verdanke ich den Hinweis auf Gesuche um Strafmilderung. (So z. B. bei einem Einigungsgerichtsprotokoll vom 9. Januar 1700. StadtA Schwäb. Hall 4/560, fol. 2).

wegen schlechter Haushaltung – und er vorzeitig dreschen mußte, dann sagte man: »Der drischd Schdroah in d Diischschublood.« Denn meistens schoben diese Menschen Strohangel vor, weil sie sich des wahren Grundes schämten.

Solche Formulierungen können schlitzohrigen Charakter annehmen, sind aber in der Regel nicht verletzend. Sie entschärfen humorvoll eine Situation und schließen ihren Frieden mit der menschlichen Unzulänglichkeit. Wir kennen das schon von Manfred Wankmüller, auch die Selbstironie, die nicht nur in mundartlichen Redewendungen nachzuweisen ist, sondern ebenso bei Karl Julius Weber.

Im Öhringer Heimatbuch steht eine Anekdote, an der man die Verbindung von Selbstironie und Gerechtigkeitsgefühl besonders schön sehen kann. Ein Förster verfolgt einen Wilderer. Schließlich muß er sich atemlos vor einem großen Misthaufen hinwerfen, um zu verschnaufen. Dem Wilderer geht es ähnlich. Er will am anderen Ende des Haufens neue Kräfte sammeln. Als er sich erholt hat, rennt er nicht einfach davon, sondern fragt den Förster: »Sou, wolle mer jetzt widder?«²⁴

Spöttisch necken nannte man in meiner Kindheit meist uzen. Keine Hochzeit, ohne daß die jungen Leute sich und das Brautpaar uzten. Auch die Dörfer uzten sich gegenseitig mit Ortsneckereien, wobei sie örtliche Besonderheiten aufgriffen. Die Haller »Dovelich« und die Crailsheimer »Horaffen« sind einfache Beispiele. Von Spielbachern sagt man noch heute: »Bist vun Spielbi, mogst an Moust, weil d' sou spitzi reide koust?«²⁵ Natürlich gibt es das auch außerhalb Hohenlohes. Aber laut Fischers »Schwäbischem Wörterbuch«²⁶ ist das Wort uzen mehr fränkisch als schwäbisch. Bei den Haller Siedern lebt das Uzen noch im Brauch der Siederssprüche. Ihre Vorgänger und Vorbilder sind in Widmans Faustbuch verewigt: »Es ist umb die Sieder ein solches volck/ wie in solcher Stadt ein sprichwordt ist/ das/ wenn Christus selbsten solt durch das Hall gehen/ er ohn gespoett/ oder unbeschissen nicht darvon kommen wuerd«²⁷.

Auch andere historische Ereignisse oder Personen kann man als schlitzohrig deuten, so die Sage von den Weibern von Weinsberg. Diese Burg gehörte damals noch zu unserem südostfränkischen Sprachraum²⁸. Und so findet sich hier gewissermaßen die Urkonstellation des Gegensatzes von Schwaben und Hohenlohern. Auf der einen Seite der ehrliche, treuherzige, sein königliches Wort haltende Schwabe, auf der anderen die Franken. Sie deuten des Königs Versprechen in ihrem Sinne und legen ihn so herein. Die Sage ist auch ein frühes Beispiel für die Art der Hohenloher, gewandt mit dem Wort umzugehen.

Auch die hällische Geschichte bietet Beispiele, gleich zwei am Ende des Mittelalters. Der Tagelöhner und Pfarrer Peter Dusenbach (1415–1496), genannt Leu,

24 *Wilhelm Mattes* (Hrsg.): Öhringer Heimatbuch (Nachdruck der Originalausgabe von 1929), Öhringen 1987, S. 392.

25 *Manfred Wankmüller*: Schlitzohrige Geschichten aus Hohenlohe, Bd. 2, Gerabronn ³1970, S. 6.

26 *Hermann Fischer*: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 6, 1. Halbband, Tübingen 1924, S. 312.

27 *Georg Rudolf Widman*: D. Johannes Faustus. Faksimiledruck der ersten Ausgabe Hamburg 1599. Mit einem Nachwort von *Gerd Wunder*, Schwäbisch Hall 1978, S. 310.

28 *Karl Bohnenberger*: Die Mundarten Württembergs, Stuttgart 1928, S. 67.

wurde Held eines erfolgreichen Schwankbuches von Achilles Jason Widman und ist Hauptfigur von Oliver Storzens Drama »Das Haller Welttheater«. Der gebürtige Ansbacher Sigmund Weinbrenner war Schuhmacher und zwischen 1479 und 1517 Haller Stadtläufer. Er gab der Wallfahrt zum Einkorn neue Impulse, indem er eine bambergische Wallfahrtsmedaille von Vierzehnheiligen in ein vorhandenes Bildhäuschen heftete und erklärte, daß die 14 Nothelfer an diesem Ort verehrt werden wollten. Durch Erscheinungen habe er das erfahren²⁹. Weinbrenner war ein ernsthafter Mann, der sogar Gedichte schrieb. Aber als armer Schuster dachte er auch handwerklich und wirtschaftlich. Mit der Wallfahrt auf den Einkorn wurde der weite Weg ins Bambergische unnötig. Persönlich hatte er keinen Vorteil, doch ein gewisser Erfolg stellte sich ein, weil er die Zeitströmung spürte. Im Mittelalter war das Heil an Orte und Personen gebunden, also an Heilige und deren Reliquien oder an heilige Orte, wo Märtyrer gelebt und gelitten hatten. Im späten Mittelalter nahm das Heilsbedürfnis zu, aber auch die Verinnerlichung und die »demokratische« Kritik an der Heilsverwaltung einer reichen Kirche. Gott könne überall in der Seele geboren werden, lehrten die Mystiker. Die kleinen Leute wie Weinbrenner verehrten vor allem die 14 Nothelfer. Sie griffen die Gedanken einer religiös aufgeregten Zeit auf ihre Weise auf und verbanden sie mit der Kritik an der Kirche. In diesem Zusammenhang müssen wir Weinbrenner sehen. Frömmigkeit und wirtschaftliches Denken des kleinen, aber reiseerfahrenen Handwerkers verbanden sich. Es handelte sich nach allem, was wir von Weinbrenner wissen, nicht um einen Scherz mit angeblichen Visionen. Aber unbewußte Schlitzohrigkeit mag doch am Werk gewesen sein. Warum sollte man nicht die Heilsverwaltung der Kirche ausspielen zugunsten einer neueren, billigeren und vor der Haustür angesiedelten Heiligenverehrung? Man mußte nicht mehr weit um Hilfe wallfahren, sondern holte die Nothelfer in die Nähe, so daß sie auf einem Spaziergang zu erreichen waren. Die Kirche sanktionierte nachträglich die Entwicklung durch einen Kapellenbau. Die heutige Ruine ist letzter Zeuge von Weinbrenners Versuch.

Vergleichbares kann man sich auch andernorts vorstellen. Aber die Schützenscheibe³⁰, die Halls Besetzung durch die Württemberger feiert, ist unverwechselbar häßlich. Ihr Rätsel scheint mir noch nicht gelöst. Bisher wurde sie als einzigartiges Bildzeugnis für die militärische Besetzung Halls am 9. September 1802 gedeutet. Bloß paßte dann der Text nicht recht zum Bild. Handelte es sich um Desinteresse, weil keine Haller auf dem Marktplatz waren, oder um Huldigung, wie die Schriftbänder der Schützenscheibe verkündeten? Ein Bericht des »Hallischen Wochenblatts«³¹ klärt einiges: Am 6. November 1802 »wurde in der Reichsstadt Hall nicht nur von dem anwesenden Militär, sondern auch von allen Classen der

29 *Gerd Wunder*: Sigmund Weinbrenner von Ansbach, Schuhmacher, Poet und Stadtläufer in Schwäbisch Hall, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken 79 (1960/1961), S. 253–258.

30 *Manfred Akermann und Harald Siebenmorgen* (Hrsgg.): Hall in der Napoleonzeit. Eine Reichsstadt wird württembergisch, Sigmaringen 1987, Bild S. 57, ferner S. 123.

31 Hallisches Wochenblatt vom 10. November 1802.

Einwohner mit allgemeiner Rührung und Theilnahme« der Geburtstag Herzog Friedrichs II. gefeiert. Das ging auf General von Mylius zurück, »welcher der Hauptschöpfer dieser Feyerlichkeit war«. Die Haller machten sich zwar früh über die nach Lage der Dinge unvermeidliche Huldigungsfeier Gedanken³², aber der höchste Offizier der Besatzungstruppen hatte offenbar das Geburtstagsfest oder doch Teile davon angeregt. Das kam in der damaligen Lage einem Befehl gleich. Weil es am Geburtstag regnete, wurden Freischießen der Honoratioren, Feuerwerk und Illumination auf den nächsten Tag verschoben. Da »übersandte auch die bürgerliche Schützengesellschaft, die dermalen gröstentheils aus Mitgliedern der Salzsiederschaft besteht, eine gemahlte Scheibe, worauf die Wachparade des Württembergischen Militärs vor dem Rathause abgebildet war, und erbat sich von dem Herrn General die Erlaubniß, ebenfalls zu Ehren des festlichen Tags Sr. Herzoglichen Durchlaucht ein Schießen veranstalten zu dürfen.«

Die Schützen nutzten also den Geburtstag, um nach der Okkupation wieder einmal zu schießen. Sie paßten sich geschickt der Situation an. Das militärische Motiv der Scheibe und die Texte machten es dem General leicht, die Erlaubnis zu geben und sogar seine Anwesenheit zuzusagen. Die Schützenscheibe stellt nicht die provisorische Besitzergreifung Halls dar, sondern die Wachparade. Damit ist zunächst auch die kleine Zahl der Zuschauer erklärt. Die Haller hatten sich in fast drei Monaten an das Spektakel gewöhnt. Und sie hatten wohl die Nase voll vom Militär, zumal sie die Einquartierung ertragen mußten.

Dennoch bleibt eine Frage. Weshalb wählten die Stifter der Schützenscheibe für den »unvergeßlichen Tag der provisorisch-militairischen Besitznahme der Reichsstadt Hall«, wie auf der Scheibe steht, ein ganz anderes Bildmotiv? Wahrscheinlich versprachen sie sich von der Wachparade den größten Erfolg für ihre Bitte, denn diese zeigt die tägliche Selbstdarstellung des Militärs. Das mußte gefallen. Schlitzohrigkeit war sicher ein Grund für die Wahl des Bildmotivs, und mit ihr läßt sich auch weiteres erklären. Die drei Schützenmeister waren froh, daß sie an Leib, Leben und Besitz keinen Schaden durch die Württemberger genommen hatten. Deshalb dankten sie mit einem Gedicht: »Nicht mit Hochgewitters Stürmen zogen Friedrichs Krieger ein: Ihre Losung ist das Streben, Ihres Herrschers werth zu sein.« Damit schmeichelten sie dem Herzog, dem General und seinen Soldaten in der Hoffnung, es möge auch künftig alles glimpflich verlaufen. Das Militär saß immerhin noch in der Stadt, und die zivile Besitzergreifung stand erst bevor. Die Zukunft war ungewiß. Menschen, denen man um den Bart geht, tun einem in der Regel nichts. Das hofften damals alle feiernden und lobhudehenden Haller, besonders die Opportunisten. Das wußten aber auch die Schützenmeister. Deshalb fügten sie noch weitere Huldigungen hinzu. Doch mit dem Bild nahmen sie gleichzeitig wieder einiges zurück. Die »unvergeßlichen Tage ... der Besitznahme« ihrer Stadt waren ihnen tatsächlich unvergeßlich. Denn die Wachparade, welche die Scheibe festhält, erinnerte sie täglich daran, daß sie militärisch besetzt

32 *Walter Döring*: Die »Besitznahme« der Stadt Hall durch Herzog Friedrich II. von Württemberg im Jahr 1802, in: Hall in der Napoleonzeit (wie Anm. 30), S. 19.

waren. Daher überließen sie, ganz anders als die rühmenden Spruchbänder es erwarten lassen, auf dem fast leeren Marktplatz die fremden Truppen sich selbst. So mußten sie beim Scheibenschießen auch nicht auf die Abbilder von ihresgleichen zielen, sondern schossen in effigie auf die Besatzungstruppen.

Die Hohenloher wußten aus Erfahrung, daß sie sich gegen überlegene Gewalt nur mit Klugheit wehren konnten. Wo sie es mit Gegengewalt versuchten wie 1809 die Deutschordensbauern bei Mergentheim, lernten sie ihre Lektion spätestens angesichts des Galgens. So beherrschten sie die Kunst des Relativierens. Daß dies besonders beim Übergang an Württemberg nötig war, zeigt neben der Haller Schützenscheibe eine Schrozberger Episode, die Schlauch³³ berichtet. Ich habe die Anekdote schon in einer anderen Veröffentlichung behandelt und zitiere im folgenden: »Als ein Erlaß befahl, den neuen König in die Kirchenfürbitte einzubeziehen, leitete der Pfarrer das Gebet so ein: ›Sintemal wir, was wir um unserer schweren und immerwährenden Sünden nicht besser verdient haben, württembergisch geworden sind, erheben wir uns ... und bitten für den König.‹ Zwar war damit der Befehl des Königs befolgt. Doch die württembergische Annexion wurde als Strafe Gottes bezeichnet. Wie mußte es da erst um Württemberg stehen! Denn wäre dieses Land von Gott geliebt, dann wären die Schrozberger ja ausgezeichnet, aber nicht bestraft worden. Und der König als Exponent dieses Staates bedurfte der Fürbitte der bestraften Sünder. Was für ein Mensch mußte das sein! So konnten sich die Benachteiligten wenigstens ein seelisches und geistiges Ventil schaffen, damit der Überdruck nicht zu groß wurde. Schlitzzohrigkeit wurde zum Mittel, um den persönlichen, wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebensraum zu erhalten oder zu erweitern«³⁴.

Ich muß allerdings gleich die Einmaligkeit der Schrozberger Anekdote in Frage stellen. Als 1849 die hohenzollerischen Lande durch Staatsvertrag preußisch wurden, mußten die Geistlichen dies im Gottesdienst würdigen. Einer begann seine Predigt so: »In Christo Geliebte! Ich werde heute zu Euch reden: Erstens davon, wie sehr wir uns freuen sollen, daß wir preußisch geworden sind. Und zweitens darüber, daß wir dies um unserer Sünden willen auch gar nicht besser verdient haben«³⁵. Es handelt sich offenbar um eine Wanderanekdote, welche die hohenzollerischen Schwaben als ähnlich schlitzzohrig darstellt wie die Hohenloher.

Vor etwa hundert Jahren verhalf der gebürtige Neuensteiner Wilhelm Schrader (1847–1914) dem Hohenloher Dialekt zum literarischen Durchbruch mit der Sammlung »Bamm alte Gäwele. Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich«. Gleichzeitig schuf er mit dem Revierförster Gäwele eine Gestalt, die in ihren Geschichten vieles von dem Heiter-Durchtriebenen berichtet, was man seither für typisch hohenlohisch hält. Die Ähnlichkeit mit Manfred Wankmüller ist groß.

33 Vgl. Anm. 11, S. 127.

34 Walter Hampele: Die politische Kultur Hohenlohes, in: Otto Bauschert (Hrsg.), Hohenlohe, Stuttgart, Berlin, Köln 1993, S. 154.

35 C. Belschmer: Schwäbischer Geist, Bd. 2, Ludwigsburg 1927, S. 73.

Schrader läßt zwar seinen Gäwele für sich erzählen, aber es handelt sich um selbständige humoristische Anekdoten wie bei den »Schlitzöhrigen Geschichten«. Doch gibt es auch Unterschiede. Während Wankmüller die realen Spielplätze verwischt, so daß nur Ortskundige an Details die Geschichten lokalisieren können, macht Schrader seine Erzählungen an bestimmten Orten fest, etwa an namentlich genannten Wirtschaften, Dörfern, Weilern und Forstrevieren bis hin zu Saatschulen. Aber dies realistische Lokalkolorit – auch die Personennamen gehören dazu – konterkariert er sofort wieder durch phantastische Erfindungen.

Ein Vergleich mit dem schwäbischen Schlaule, das auch die Altwürttemberger nicht mögen, zeigt, wie ganz anders Schraders Gäwele ist. Das Schlaule sucht auf etwas beschränkte Weise seinen Vorteil und den seiner Gruppe. Dabei verläßt es nicht den Boden der Wirklichkeit. Es schwindelt nicht, sondern geht rational vor unter Ausnutzung der Situation. Weil es glaubt, seinen Mitmenschen überlegen zu sein, täuscht es sich manchmal und greift zu kurz.

Ganz anders Gäwele. Er ist »e Mou, wie e Aachbaam, knorrich und rauh im Aißern, awer aa kernich, trai und zuverlässich im G'müet«³⁶. Doch er hat eine unbändige Phantasie. Auch wenn er sich immer wieder auf die Wahrheit beruft, ist das Jägerlatein offensichtlich. Und doch kommt dem Erzählten eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu, so anschaulich und originell fabuliert der Revierförster. Seine Auerhahngeschichte³⁷ führt nicht seine Zuhörer und Leser, sondern einen Beteiligten hinters Licht – beinahe: Der Fürst kommt vom fernen Schlesien und bringt den Prinzen »Eschderhazzi« mit, der im Michelbacher Revier einen Auerhahn schießen will. »M'r söll e weng sorche, daß 'r aan erleeche könn.« Der adlige Oberjägermeister, ganz Naturschützer, ist empört, redet aber nur. Gäwele handelt. Die Sache ist ohnehin nicht zu ändern, eine Handvoll Kronentaler lockt als Geschenk, wenn der offenbar schlechte Jäger Esterházi Erfolg hat, und vor allem: Sein fürstlicher Herr wünscht es. So schießt Gäwele einen Auerhahn und bringt ihn im Rucksack zu einem Holzmacher. Der soll nach einem blinden Schuß des Prinzen den Auerhahn von einer Buche werfen. Alles hätte geklappt, doch der Holzmacher wirft den Auerhahn samt dem Rucksack herunter.

Gäwele ist »trai und zuverlässich« gegenüber seinem Fürsten. Den will er zufriedenstellen, ebenso den Gast. Deshalb greift er zu einer List. Das erhoffte Trinkgeld motiviert ihn zusätzlich. Doch er läßt sich die Sache auch etwas kosten. Dem Holzmacher verspricht er einen Schoppen Fruchtschnaps, ein Paar Würste und einen halben Gulden. Ein Schlaule wäre nicht so großzügig. Dennoch geht die Rechnung nicht auf. Der Unfähigkeit des hochadeligen Prinzen entspricht die Dummheit des Holzmachers. Gäwele steht am Ende trotz des guten Willens als der Dumme da: Hohenloher Selbstironie. Mit Betrug erreicht man auch bei bester Absicht nichts, wenn die Ungeschickten der Ober- und der Unterschicht den Erfolg vereiteln. Die Kritik dieser Geschichte nimmt niemand aus, nicht einmal den Fürsten. Als die Kutsche auf dem Heimweg umkippt, revanchiert sich Gäwele

36 *Wilhelm Schrader*: Bamm alte Gäwele. Stuttgart, Berlin, Leipzig ⁴1890, S. 15.

37 Ebd., S. 21 ff.

unbewußt für den Schimpf. Er kommt als erster wieder auf die Beine. Doch jetzt denkt er zuerst an sich. Er hilft nicht, sondern sagt nur: »Gott sai Dank, Dorchlaucht, mir hat's nix tou.« Das Selbstwertgefühl des kleinen Mannes ist wieder hergestellt.

4. Klischee und Wirklichkeit

Zwischen Wilhelm Schrader, Agnes Günther und Manfred Wankmüller ist die Hohenloher Wirklichkeit angesiedelt. Warum hat das Schlitzohr gesiegt? Zwar nicht in der Wirklichkeit, aber im öffentlichen Bewußtsein. Bei den Hohenlohern selbst mag ein Verdrängungsprozeß am Werk sein. Sie lassen sich ohnehin nicht gern ins Herz sehen und thematisieren ungern, was sie aus dem Gleichgewicht bringt: »Mr will's ned hoowa«. Die Hohenloher kämpfen um das rechte Maß, um Besonnenheit und Gelassenheit. Mit schlitzohriger Heiterkeit erscheinen sie als Meister der Situation und ihrer selbst. Doch sie haben, wie wir bei Gäwele sehen, ein empfindliches Selbstwertgefühl. Wenn man das nicht beachtet, wenn man nicht »gmaa« mit ihnen umgeht, sie nicht als gleichwertige Menschen ernst nimmt, dann kippt die Besonnenheit um in aggressive Kurzschlußhandlungen. Manche Bürgermeisterwahlen zeigen das. Fast wäre auch Hall in die Hände eines Scharlants gefallen. Das gehört zu den dunklen Seiten der Hohenloher.

Ich habe deshalb auch Zweifel, ob die Lobgesänge von Pfarrer Mayer auf die ausgeglichene Fröhlichkeit der hohenlohischen Bauern der Wirklichkeit entsprechen. Da sieht der aufklärerische Optimist wohl manchmal den Wunsch für die Wirklichkeit an. Er selbst beklagt den Aberglauben seiner Landwirte³⁸. Auch andere Quellen belegen ihn bis tief ins 20. Jahrhundert³⁹. Ein harmloses, fröhliches und schlitzohriges Völkchen hätte ihn nicht nötig. Karl Julius Weber flüchtete als im Beruf Gescheiterter in die Welt der Bücher und schrieb mit galligem Humor die zwölf Bände seines »Demokritos« über das Lächerliche, auch über den schwarzen Humor: kein Siegetyp.

Ich will den psychiatrischen Aspekt nur erwähnen. Der Arzt Konrad Betz⁴⁰ hat ausführlich darüber berichtet. Man kann das nicht einfach beiseiteschieben. Was Gottlob Haag, Wilhelm Staudacher, Dieter Wieland, Carlheinz Gräter und, in aller Bescheidenheit, auch ich literarisch zum Thema Hohenlohe zu sagen haben, bestätigt und modifiziert die Problematik und setzt eine Menge zusätzlicher Glanzlichter ins einfarbig schlitzohrige Bild unserer Landsleute. Ursachen gibt es genügend. Da war und ist der drohende Selbstverlust durch den Verlust der eigenen Sprache. Oft schon im Kindergarten müssen die Hohenloher sprachlich in

38 *Johann Friedrich Mayer*: Lehrbuch für die Land- und Haußwirth in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Haußwirthschaft des Hohenlohe Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell, Nürnberg 1773 (Faksimiledruck mit einem Nachwort von Dr. h. c. Karl Schumm, Schwäbisch Hall 1980), S. 148f.

39 *Heinrich Renner*: Wandel der Dorfkultur. Zur Entwicklung des dörflichen Lebens in Hohenlohe, Stuttgart 1965, S. 48ff., ferner Abb. 1-4.

40 *Konrad Betz*: Hohenloher Merk-Würdigkeiten, Gerabronn und Crailsheim 1988.

eine fremde Rolle schlüpfen, dürfen nicht sie selbst sein. Entfremdung gab es auch sonst durch den Sozialdruck der altwürttembergischen Sieger. Den Hohenlohern fehlte und fehlt zum Teil noch heute die inzwischen säkularisierte pietistische Selbstsicherheit der Bekehrten und wirtschaftlich Erfolgreichen, zumal ihr reiches Land zum Notstandsgebiet verarmt war. Sie sind deshalb auch nicht auf Konflikt angelegt, sondern wünschen Ausgleich, Harmonie, Toleranz. Aber beides, Selbstsicherheit und Konfliktfähigkeit, sind Voraussetzungen für Erfolg in unserer modernen Welt. Erst neuerdings entdeckt man wieder die Harmonie in Gestalt eines guten Betriebsklimas.

Ich weiß, daß ich vereinfache. Es gibt weder *den* Hohenloher noch *den* altwürttembergischen Schwaben. Beide haben menschlich mehr Gemeinsames als Trennendes. Aber sie sind historisch verschieden geprägt. Um diese Prägung deutlich zu machen, lasse ich anderes weg. Für die Hohenloher waren Ausgleich, Diplomatie, Streben nach Harmonie lebensnotwendig. Abwägende Besonnenheit und ein gewisses Maß an Toleranz folgten daraus. Wegen ihres früheren Wohlstands waren sie nicht zu hartem Sparen benötigt. Fleiß diente der Erhaltung und Vermehrung des Besitzes, nicht der Erhaltung des nackten Lebens.

Nach der württembergischen Besetzung ging es nicht nur um die Übernahme anderer Gesetze und Verwaltungsgewohnheiten, es trafen vor allem zwei verschiedene Tugendsysteme aufeinander. Die in mancher Hinsicht »preußischen« Württemberger brachten die bürgerlichen Tugenden von Ordnung, Sparsamkeit, Fleiß, Gehorsam und Pflicht. Nicht nur Schule und Kanzel verdrängten die eher »österreichischen« Tugenden der Hohenloher, auch Wirtschaftskrisen entzogen den Franken die ökonomische Basis ihres Lebens. Sie wehrten sich durch Anpassung, bildungsbewußte Beweglichkeit und Schlitzohrigkeit. Sie flüchteten sich in Seelchens Reich des schönen Scheins oder wurden Opfer eines Prozesses, den sie nicht steuern konnten. Meist geht die Trennungslinie mitten durch die Person und macht die Hohenloher zwiegesichtig: Resignation und Revolte, Anpassung und Widerstand, Schlitzohrigkeit und Schwermut, schwäbische Sprache und fränkische Seele. Aber es gibt auch Positives, zum Beispiel wirtschaftlichen Erfolg mit Hohenloher Harmonie und Beweglichkeit, mit neuem Selbstbewußtsein und einem Einfallsreichtum, der keiner Schlitzohrigkeit bedarf.

Manfred Wankmüllers »Schlitzohrige Geschichten« bestätigen dem Unkundigen weithin den historischen Befund aus der Feder schwäbischer Beobachter. Allerdings setzt er positive Akzente, wo sie aus ihrer historischen Prägung heraus Unehrllichkeit oder Verschwendungssucht sahen. Das neue Vorzeichen allein ändert aber keine Klischees. Solche jedoch suchen die Leser und glauben sie trotz Wankmüllers vorsorglichen Warnungen zu finden: Die Hohenloher sind fröhlich, gesellig, festen gerne und gehen ins Wirtshaus. Sie lieben das Uzen, sind rasch und beweglich im Geist, mit Maßen kirchlich, jedoch keine Stubenhocker und Betschwestern. Schließlich ist ihnen ein hohes Maß an Selbstironie eigen, ebenso Kritikbereitschaft gegenüber Unrecht und Bürokratismus. Alles in allem zwar kein vollständiges, aber doch ein recht differenziertes und positives Bild. Dennoch

gerinnen diese Züge bei einseitiger Erwartung der Leser immer wieder zum dominanten Zerrbild des Schlitzohrs.

Woher kommt das? Wankmüller bewegt sich mit seinen heiteren Geschichten in einer geläufigen Traditionsschiene. Schon dadurch sind seine Gestalten einseitig festgelegt. Sie handeln zwischen harmlosem Scherz und einfallsreicher, situationsgerechter Reaktion. Bei tieferen Konflikten und mühseliger Auseinandersetzung mit Problemen erleben wir sie nie. Es fehlt der Ernst, die leidenschaftliche Hingabe an eine Sache, es fehlen auch schmerzhaftes Mißlingen und Scheitern. Denn die schlitzohrigen Helden oder Antihelden siegen immer. Auch die Selbstironie stößt sie nur vom Sockel des Dünkels, stürzt sie aber nicht ins Bodenlose.

Das alles hat seine Folgen, sogar im Geschäftsleben. Ein alteingesessener Unternehmer sagte neulich, er müsse mit dem Adjektiv »schwäbisch« werben. Das gelte als ausgetüftelt, solid, zuverlässig. Bei »hohenlohisch« denke der Kunde an Landschaft, Kunst, Landwirtschaft und Schlitzohrigkeit, nicht an Technik und Wirtschaft. Er hat recht. Schlitzohrigkeit ist ein Verhalten, das nur im Umgang mit Menschen möglich ist, nicht aber bei Sachen und ernsthaftem Denken.

Der neue Begriff Schlitzohr, vor allem sein positiver Gebrauch, sagt mehr über unsere Gesellschaft aus und ihre Wertvorstellungen als über die Hohenloher. Letztere wehren sich gegen die wirtschaftlichen und politischen Nachteile ihrer Randlage und gegen die unpersönlichen Zumutungen unserer Zeit. Als die Strukturkrise Hohenlohe nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Kopf stellte und aus einer agrarischen Region eine für Produktion und Dienstleistungen machte, da bedurfte es besonderer Fähigkeiten im Umgang mit Politikern, Wirtschaftlern, Staat und Behörden. Sonst wären zu viele am privaten oder öffentlichen Schicksal gescheitert. Genau in dieser Zeit griff Wankmüller auf das hohenlohische Wort »schlitzohrig« zurück. Es wurde zum Losungswort in einem politischen und gesellschaftlichen Kampf um die Teilhabe am Wirtschaftswunder. Der schlitzohrigste »Schuldes« hatte den größten Erfolg für seine Bürger.

Daß aus dem Schlitzohr als einem »hinterhältigen Betrüger« ein erfolgreicher Bürgermeister und Wirtschaftler wurde, und zwar auch außerhalb Hohenlohes, hat tiefere Gründe. Die ethischen Koordinaten haben sich verschoben. An die Stelle privater bürgerlicher Tugenden, die das Öffentliche der Obrigkeit überließen, traten die demokratischen Vorstellungen einer pluralistischen Gesellschaft. Die moralische Verbindlichkeit schrumpfte dabei manchmal auf ein Minimum, zumal wenn man sie als Sekundärtugend relativieren konnte. Die Wahrnehmung eigener Interessen erhielt dafür um so mehr Gewicht, und zwar bereits in der schulischen Erziehung. In der Politik, den Parteien und Verbänden gehört das längstens zum Alltag. Warum sollten da Private, Unternehmer, Kommunen anders handeln? Der wirtschaftliche, gesellschaftliche, politische Erfolg wurde zum obersten Maßstab, trotz der gegenteiligen Verlautbarungen. Anspruchsdenken und Skandale aller Art sind die Folgen. Althohenlohische Tugenden gingen dabei ebenso verloren wie althohenlohische.

Der Weg zum Erfolg muß nicht mehr durch ethisch sicheres Gelände führen wie

ehedem. Alle gesetzeskonformen Mittel sind erlaubt. Was sich, hohlenlohisch ausgedrückt, »khäerd«, was also zwischenmenschlicher, sittlicher Maßstab ist, das zählt nur noch eingeschränkt. So ist es kein Wunder, daß gerade in einer solchen Zeit das Wort Schlitzohr in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen wurde, und zwar weithin positiv. Sofern Schlitzohrigkeit wie in der eingangs zitierten Anekdote von Landrat Dr. Susset gewissermaßen hohlenlohisch auf liebenswürdig durchsichtige Weise angewandt wird, um das Richtige zu befördern, kann man sie nur begrüßen. Dann ist sie Öl im Getriebe der Bürokratie und Politik. Aber oft bezeichnet das positiv gemeinte Wort Schlitzohr einen wendigen, cleveren, ausgebufften Zeitgenossen. Die Grenze zum eindeutig Unmoralischen überschreitet er selten. Mit durchtriebenem Lächeln bittet er um Verständnis für sein geschicktes Taktieren. Und da seine Gegenspieler meist Profis sind wie er, braucht er auch keine Skrupel zu haben.

Manfred Wankmüller hat das so nicht gewollt. Seine Schlitzohrigkeit war vielmehr als öffentliche Tugend in privatem Kleid gedacht, nämlich als Protest des Individuums gegen das Generelle, natürlich auch als Protest des Schriftstellers, der immer den einzelnen gegen das Allgemeine stellt. Seine Absicht war, eine althohlenlohische Fähigkeit einzusetzen, um unsere Gesellschaft humaner zu machen, um menschliche Beziehungen herzustellen in einer verwalteten Welt. Daher spielt wirtschaftlicher oder politischer Erfolg in seinen Geschichten keine Rolle. Er selbst formuliert seine Absicht im Vorwort des dritten Bandes so: »Es ist in ihm ein Aufrührertum gegen die Gleichmacherei unseres Alltags zu erkennen, gegen die Einsichtigkeit unseres Denkens, gegen die Nivellierung unserer Alltagsschicksale«⁴¹. Habent sua fata libelli. Bücher haben ihr Schicksal, Wörter auch.

41 *Manfred Wankmüller*: Schlitzohrige Geschichten aus Hohenlohe, Bd. 3, Gerabronn und Crailsheim 1979, S. 6f.